

## **Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit – Perspektiven für Raumwissenschaften und -politik**

### ***Begrüßung***

Auch von meiner Seite einen schönen Sonntagmorgen!

Ich freue mich, dass ich heute hier in der Kreuzkirche sein darf und bedanke mich bei Frau Dr. Läger-Reinbold für die freundliche Einladung.

Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit – was hat es damit auf sich und welche Perspektiven lassen sich daraus für die Raumwissenschaften und -politik ableiten? Diesen Fragen möchte ich in meinem Vortrag, in meiner Predigt nachgehen.

### ***1. Nachhaltige Entwicklung als normative Orientierung***

Das Konzept Nachhaltigkeit oder Nachhaltige Entwicklung so wie wir es heute kennen, ist eine Idee, die seit den 1980er Jahren existiert. Diese Idee stellt eine Reaktion auf die globalen sozial-ökologischen Krisen dieser Zeit dar. Die Einsicht, dass ökologische, ökonomische und soziale Krisen keine isolierten Krisen, sondern untrennbar miteinander verbunden sind, machte ein Neu- und Umdenken in der Erfassung, Bewertung und Bearbeitung dieser Krisen notwendig.

Im Bericht „Unsere gemeinsame Zukunft“, der nach der Kommissionsvorsitzenden, der Norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland, häufig auch als „Brundtland Bericht“ bezeichnet wird, heißt es deshalb: „Es gibt keine Umweltkrise, keine Entwicklungskrise und keine Energiekrise – sie sind alle Teil einer einzigen Krise“ (Hauff 1987: 4)<sup>1</sup>.

Welche Idee stellt das Nachhaltigkeitskonzept diesen krisenhaften Entwicklungen nun entgegen? Auch hier möchte ich den Brundtland Bericht zitieren, in dem es heißt:

„Nachhaltige Entwicklung entspricht den Bedürfnissen der heutigen Generation, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu wählen.“

---

<sup>1</sup> Hauff, Volker (Hrsg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven.

Nachhaltige Entwicklung ist somit eine normative Orientierung, ein Leitbild, wie es auch häufig heißt. Diese normative Orientierung ergibt sich aus zwei Geboten, die ich implizit bereits angesprochen habe:

Das erste ist das Gerechtigkeitsgebot. Gerechtigkeit ist im Nachhaltigkeitskonzept in zweifacher Weise angelegt: Als intragenerationelle Gerechtigkeit geht es um Gerechtigkeit zwischen den heute lebenden Generationen, also um Gerechtigkeit zwischen Nord und Süd, zwischen Reich und Arm sowie zwischen Männern und Frauen. Als intergenerationelle Gerechtigkeit geht es um Gerechtigkeit zwischen den heutigen und den zukünftigen Generationen. Nachhaltige Entwicklung will also Gerechtigkeit auch in der Zukunft und begreift Zukunft – so drückt es die Zeitforscherin Barbara Adam (2013)<sup>2</sup> aus – als „zukünftige Gegenwart“.

Das zweite Gebot nachhaltiger Entwicklung ist das Integrationsgebot. Nachhaltigkeit erfordert das Zusammendenken von Bereichen, die in unserer entlang von Sektoren, Zuständigkeiten und wissenschaftlichen Disziplinen organisierten Welt, getrennt sind. Wenn wir aber – ausgehend von der sozial-ökologischen Lebenswirklichkeit – die Dinge wieder zusammendenken, dann verändern diese Dimensionen ihre Qualität. Ökologie, Ökonomie und Soziales stehen nicht einfach nur nebeneinander, als Kuchenstücke, die auch unabhängig voneinander existieren könnten, nein, sie sind in- und miteinander verbunden.

In der Abschlusspublikation eines Forschungsprojektes mit dem Titel „Blockierter Wandel? Denk- und Handlungsräume für eine nachhaltige Regionalentwicklung“ haben wir diese „integrative Betrachtung anderweitig getrennter Sphären“ folgendermaßen beschrieben – ich zitiere:

„Ihre Integration erfordert, diese Dimensionen aufeinander bezogen neu zu denken, sie in ihren spezifischen Qualitäten neu zu bestimmen“ (Forschungsverbund „Blockierter Wandel?“ 2007: 85)<sup>3</sup>.

## **2. Nachhaltige Entwicklung und Geschlechterverhältnisse**

Was hat all das, was haben die normativen Orientierungen Nachhaltiger Entwicklung mit Geschlechterverhältnissen zu tun? Diese Frage ließe sich mit Blick auf die Geschichte des Nachhaltigkeitsdiskurses und im Rekurs auf unterschiedliche wissenschaftliche Konzepte

---

<sup>2</sup> Adam, Barbara (2013): Sustainability and Gender from a Time-ecological Perspective. In: Hofmeister, Sabine/ Katz, Christine/ Mölders, Tanja (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften. Opladen, Berlin, Toronto, S. 304-312.

<sup>3</sup> Forschungsverbund „Blockierter Wandel?“ (Hrsg.) (2007): Blockierter Wandel? Denk- und Handlungsräume für eine nachhaltige Regionalentwicklung. München.

differenziert und gottesdienstfüllend beantworten. Ich möchte den beiden Argumenten folgen, die ich bereits ausgeführt habe, dem Gerechtigkeitsgebot und dem Integrationsgebot als wesentliche Merkmale Nachhaltiger Entwicklung.

Gerechtigkeit, das hatte ich eben schon gesagt, bedeutet immer auch Geschlechtergerechtigkeit. Bedeutet, dass Männer und Frauen die gleichen Chancen haben, ihre Entwürfe von Leben und Arbeiten zu realisieren. Ist das hier und heute – in Deutschland im Jahr 2014 – nicht ein Allgemeingut das fraglos gilt? Ist in Zeiten von Gender Mainstreaming, d.h. der Berücksichtigung von Geschlechteraspekten bei allen gesellschaftlichen Vorhaben, nicht bereites alles erstritten, um das es zu streiten gilt? Zweifelsohne leben wir in einer Gesellschaft, die im historischen und interkulturellen Vergleich dem Ideal der Geschlechtergerechtigkeit sehr nahe kommt. Offensichtliche Diskriminierungen – etwa durch eine patriarchale Gesetzgebung, die Frauen das Hochschulstudium verwehrt oder Ehefrauen die Geschäftsfähigkeit abspricht – sind Geschichte. Allerdings, auch das sollten wir uns vergegenwärtigen jüngere Geschichte und gesellschaftliche Normen erweisen sich ja durchaus als beharrlich – und zwar gerade auch dann, wenn sie nicht in Recht und Ordnung geronnen sind. Oftmals erfolgt auch heute noch die Zuschreibung gesellschaftlicher Rollen entlang von Stereotypen, sind die Mädchen rosa und Jungen hellblau, können Frauen nicht einparken und Männer nicht zuhören... Und schließlich geht es interkulturell und global betrachtet um weitaus mehr: um den Zugang zu Ressourcen, um Gesundheitsversorgung und um selbst bestimmte Sexualität.

Ich denke, dass meine Überlegungen zu den Verbindungen zwischen Geschlechterverhältnissen und Gerechtigkeit als Geschlechtergerechtigkeit einigermaßen nachvollziehbar sind und – so hoffe ich jedenfalls – auf Zustimmung stoßen. Wie und wo verbindet sich die Geschlechterperspektive jedoch mit dem Integrationsgebot Nachhaltiger Entwicklung? Was kann ein Zugang über die Kategorie Geschlecht dazu beitragen, getrennte Sphären zusammenzudenken?

Die kritische Reflexion von Dichotomisierungen, d.h. Prozessen der Aufspaltung und Trennung von ursprünglich zusammengehörigen Bereichen, ist wesentlich für die Frauen- und Geschlechterforschung. Dabei geht es nicht nur darum, zu beobachten und zu beschreiben was wie voneinander getrennt wurde, sondern vor allem auch darum, die mit diesen Trennungen einhergehenden Hierarchisierungen kritisch in den Blick zu nehmen und aufzuzeigen, was bestimmte Dichotomisierungen mit Geschlechterverhältnissen zu tun haben. Was heißt das nun konkret?

Ein Beispiel, an dem geschlechtsspezifische Dichotomisierungen nachvollziehbar werden ist Arbeit. Es gibt nämlich unterschiedliche Formen der Arbeiten: Neben der Erwerbsarbeit, der produktiven Arbeit, gibt es auch die Haus- oder Versorgungsarbeit, die sogenannte reproduktive Arbeit, es gibt die Subsistenz- oder Eigenarbeit als gebrauchswertorientierte, unmittelbar auf die Herstellung und Erhaltung des Lebens gerichtete Arbeit und es gibt das bürgerschaftliche Engagement, als freiwillige, das Gemeinwohl fördernde Tätigkeiten. Wenn wir aber von Arbeit sprechen, wenn wir jemanden fragen, was er oder sie denn „arbeitet“, dann fragen wir nach der Erwerbsarbeit und setzen die anderen Formen der Arbeit fraglos voraus – irgendjemand wird schon kochen, waschen, bügeln, reparieren und sich um das nächste Stadtteilstück kümmern. Und: Haben diese unterschiedlichen Formen von Arbeit nun ein Geschlecht? Ja, sagt die Frauen- und Geschlechterforschung, ja, sagen auch zahlreiche Zeitbudgetstudien. Denn nach wie vor ist die Erwerbsarbeit männlich und sind die sogenannten Reproduktionsarbeiten weiblich konnotiert. Das „Nur-Hausfrau-und-Mutter-Sein“ – und die Betonung liegt hier auf dem „nur“ – verdeutlicht die gesellschaftliche Abwertung dieses Teils des Ganzen der Arbeit. Natürlich gehen auch viele Frauen einer Erwerbsarbeit nach. Aber sie tun das oftmals nicht in Form einer Vollzeitbeschäftigung. Und je mehr Erwerbsarbeit von Einzelpersonen, Paaren oder in Familien geleistet wird, desto mehr Reproduktionsarbeit wird quasi erneut ausgelagert – an die Haushaltshilfen mit Migrationshintergrund, an die schlecht bezahlten Erzieherinnen und Erzieher und an all die, die uns helfen für Geld Zeit zu sparen.

In diesem Verständnis wird die Geschlechterperspektive zu einer analytischen Brille, die uns dabei helfen kann, solcherart Ausgrenzungen und Abwertungen sichtbar zu machen, zu kritisieren und Visionen zu entwickeln. Entsprechend haben wir im Forschungsprojekt „Blockierter Wandel?“ unser integratives, von einer Geschlechterperspektive geleitetes Nachhaltigkeitsverständnis wie folgt beschrieben – ich zitiere wieder:

„Dies bedeutet in der Perspektive auf das Ökonomische ein um die produktiven sozial-lebensweltlichen und ökologischen Leistungen erweitertes, d. h. ein (re)produktives Verständnis von Wirtschaften: Nachhaltiges Wirtschaften schließt die ökologischen wie auch die durch die Marktökonomie nicht bewerteten, sozial weiblich zugewiesenen Leistungen (Versorgungs-/ Sorgearbeit) ein. Damit erweitert sich auch die ökologische Perspektive: Umwelt- und Naturraumqualitäten werden nicht mehr nur restriktiv, als soziale und ökonomische Entwicklungen begrenzende Faktoren, aufgefasst. Sondern sie werden über ihre Bestimmung als Grundlage wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung hinaus als Ziele derselben betrachtet. Und aus sozialer Perspektive geht es nicht nur um die Teilhabe an

der Gesellschaft durch Erwerbsarbeit, sondern um die Entwicklung umfassender partizipativer Beziehungsmuster zur Verwirklichung intra- und intergenerationaler Gerechtigkeit“ (ebd.).

Ein solches Verständnis stellt Gewissheiten in Frage. Es fragt danach, „wie die Zwänge in die Dinge kommen“ und leitet die Suche nach Alternativen an. „Das Ökonomische wird in einer nachhaltigen Gesellschaft nicht mehr das sein (können), was es noch ist“ – so haben es Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister (2006: 19)<sup>4</sup>, beides Kolleginnen im Projekt „Blockierter Wandel?“, formuliert. Auch unsere Vorstellungen von Zeit, Takt und Beschleunigung werden brüchig. Nachhaltigkeit, wie ich sie eben beschrieben habe, lässt sich mit einer Vollerwerbstätigkeit nicht vereinbaren – deshalb plädiert etwa Carsten Stahmer (z.B. 2007)<sup>5</sup> seit langem für eine „Halbtagsgesellschaft“. Und auch auf unsere Raumgestaltung wirken sich die Anforderungen Nachhaltiger Entwicklung aus. Diesen Aspekt möchte ich im Folgenden vertiefen und komme damit zum dritten Teil meines Beitrages.

### ***3. Perspektiven für Raumwissenschaften und -politik***

Auch hier bildet die Frage nach Gerechtigkeit, genauer Geschlechtergerechtigkeit und die Frage nach der Integration getrennter Sphären den roten Faden meiner Argumentation.

Können Räume gerecht oder ungerecht sein? Nun, räumliche Zuweisungen können es und oftmals haben diese räumlichen Zuweisungen auch eine Geschlechterdimension. Diese drückt sich u.a. aus in den eben ausgeführten unterschiedlichen Formen der Arbeit, die ja irgendwo stattfinden müssen: im Büro, in der Küche, der Werkstatt, am Krankenbett, im öffentlichen oder privaten Raum. Myra Wahrhaftig sprach 1985 vom „Emanzipationshindernis Wohnung“, weil die vorherrschenden Grundrisse mit einer kleinen Funktionsküche, die für die Reproduktionsarbeit typische Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Arbeiten, insbesondere der Haus- und der Betreuungsarbeit, ebenso erschwerten wie die partnerschaftliche Teilung der Hausarbeit. Dass der Trend heute wieder zur multifunktionalen Wohnküche geht, ist auch ein Ergebnis dieser Debatte (vgl. Becker 2004: 653)<sup>6</sup>. „Enthierarchisierte Grundrisse“ mit möglichst gleich großen Räumen sind ebenso wie Virginia Woolfs „room of one’s own“ Forderungen einer Raumpolitik aus Geschlechterperspektive. Doch nicht nur in privaten Räumen lassen sich Geschlechterhierarchien identifizieren. Auch öffentliche Räume werden

---

<sup>4</sup> Biesecker, Adelheid/ Hofmeister, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozialen Ökologie. München.

<sup>5</sup> Stahmer, Carsten (2007): Die Halbtagsgesellschaft – Vision eines sozial nachhaltigen Deutschland. Ernährung im Fokus, aid Ernährung im Fokus 7 - 12, S. 366-372.

<sup>6</sup> Becker, Ruth (2004): Raum. Feministische Kritik an Stadt und Raum. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 652-664.

von Männern und Frauen unterschiedlich angeeignet und sie bewegen sich unterschiedlich in diesen Räumen. So bilden diejenigen, die Reproduktionsarbeit leisten häufig Wegeketten: Sie begleiten Kinder in den Kindergarten oder in die Schule, gehen einkaufen und erledigen zwischen A und D noch B und C. Ihre Mobilität ist netzartig – und mit öffentlichen Verkehrsmitteln oftmals nur schwer realisierbar. Diejenigen hingegen die „nur“ einer Erwerbsarbeit nachgehen – und hier nutze ich das „nur“ also für meine Argumentation – bewegen sich linear von A nach B – geradezu erstaunlich also, dass sie das häufig mit dem Auto tun.

Auch hier ist die Frage nach der Integration mit den Fragen nach Gerechtigkeit verbunden: die multifunktionale Wohnküche, die Reproduktionsarbeit nicht aussperrt, sondern zum Lebensmittelpunkt macht, ist integrativ. Integrativ im Sinne nachhaltiger Entwicklung sind auch die vielfältigen Formen des gemeinsamen Wohnens in Wohngemeinschaften, -projekten oder Mehrgenerationenhäusern. Denn hier kann die gesellschaftliche Ressource Raum neu verteilt und Nutzungen können ausgehandelt werden, räumliche Nähe ermöglicht neue Bezogenheiten zwischen den unterschiedlichen Formen von Arbeit. Nachhaltige Mobilität kann deshalb auch aus einer Geschlechterperspektive nicht die Forderung nach mehr individueller Automobilität für Frauen bedeuten. Der vermeintliche Emanzipationsgewinn würde dem Integrationsgebot widersprechen und die ökologische Dimension nachhaltiger Entwicklung konterkarieren. Visionen wären deshalb auch hier eher die gemeinschaftlichen Entwürfe: das Stadtteilauto, die Fahrgemeinschaft sowie die Stadt der kurzen Wege.

Im Titel meines Beitrages spreche ich von Perspektiven für Raumwissenschaften und -politik. Und ich hoffe das deutlich geworden ist, dass die Idee einer geschlechtergerechten, integrativen Nachhaltigen Entwicklung eine im höchsten Maße politische Idee ist. Nicht allein einer „Politik von oben“, sondern auch einer „Politik von unten“, der etwas Alternatives und Widerständiges inne wohnt. Wissenschaft wiederum, und dies entspricht auch meinem Selbstverständnis, hat die Aufgabe die Gemengelage aus theoretischen und empirischen Befunden zu systematisieren, Brüche, Widersprüche und Anschlussmöglichkeiten aufzuzeigen, „blinde Flecken“ sichtbar zu machen und das ein oder andere aus dem Schatten ins Licht zu rücken. Dies wird nur in Form interdisziplinären wissenschaftlichen Arbeitens möglich sein, d.h. in der Verbindung unterschiedlicher Disziplinen.

Die Einbeziehung von Geschlechterperspektiven in Politik und Wissenschaft macht es oftmals nicht leichter, denn die Zusammenhänge werden immer zusammenhängender, das Private wird politisch und die ohnehin schon interdisziplinären Nachhaltigkeitswissenschaften

werden noch mal erweitert. Ich hoffe aber, dass ich zeigen konnte, dass sich diese Auseinandersetzung lohnt – für unsere gemeinsame Zukunft!

Enden möchte ich nun mit dem Versuch einen Bogen zu schlagen von meinen bisherigen Ausführungen zu dem Raum, in dem wir uns heute befinden, der Kirche.

#### ***4. Kirche als Raum nachhaltiger Entwicklung?***

Dabei ist Kirche zum einen der materiell-physische Raum, das Gebäude in dem wir versammelt sind. Zum anderen ist Kirche eine Institution, eine Religionsgemeinschaft, in der bestimmte Normen und Werte geteilt werden.

Auch ich habe heute von „Geboten“ gesprochen, dem Gerechtigkeitsgebot und dem Integrationsgebot Nachhaltiger Entwicklung. Und ich habe dies aus der Perspektive der Nachhaltigkeitswissenschaften getan. Dies ist insofern bemerkenswert, als dass Wissenschaft gemeinhin als objektiv und wertneutral gilt und sich gerade dadurch auszeichnet keiner normative Orientierung zu folgen. Mit dem Diskurs um Nachhaltige Entwicklung gerät dieses Wissenschaftsverständnis jedoch ins Wanken, das im Übrigen von Seiten der feministischen Wissenschaftskritik schon lange in Frage gestellt wird. In den Nachhaltigkeitswissenschaften darf also über Norme und Werte diskutiert werden. Das, was in der Kirche selbstverständlich ist, wird über das Thema Nachhaltige Entwicklung auch wissenschaftsfähig. Hier sehe ich Anknüpfungspunkte zwischen Kirche und Wissenschaft in Form einer Diskursethik über die Frage, wie wir heute und in Zukunft miteinander leben wollen.

Und: Dieser Diskurs findet längst statt. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat eine Kammer für Nachhaltige Entwicklung. Hier werden aus einer christlichen Perspektive die wissenschaftlichen und politischen Debatten um Nachhaltige Entwicklung – etwa zu Landwirtschaft und Klimawandel – rezipiert und weiterführend kommentiert. Auch die von mir heute angesprochenen Themen könnten Eingang in diese Debatte finden. Die Verbindungen scheinen mir zahlreich und die wechselseitige Erweiterung der Perspektive eine echte Chance.

Vielen Dank!